



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 10.

20. Jahrgang.

1918.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Verstörte Nacht.

Erzählung von Marie Gerbrandt.

Ilse machte spät abends die Küche rein, denn Mutter war nicht ganz wohl und hatte sich früh gelegt. Als Ilse fertig war, leuchtete sie noch unter den Küchentisch in den runden Korb, der zu ihrer großen Freude dort stand. Mies, die schwarz-weiße Hauskatze, hatte drei noch blinde Junge, und da sie auf alle Art an den Tag gelegt hatte, daß sie die menschliche Behandlung durchaus für angemessen hielt, ihren Nachwuchs zu beschützen, so hatte man sie schließlich gewähren lassen. Selig betrachtete Ilse die drei kleinen Pelzflöckchen, die von der Alten im Halbkreis umgeben wurden. Einen Teller mit angewärmter Milch stellte sie sorgfältig dicht neben den Korb. „So, nun seid ihr versorgt.“ — Mies aber achtete nicht darauf, sondern beunruhigte sich wegen des Lichtes. Erst als Ilse es auf den Tisch stellte, hob sie an zu schnurren und deutete damit an, daß sie jetzt zufrieden sei.

Das Licht war unten mit einer niedlich geschnitzten Papierkränze umgeben, damit es fest im Leuchter steckte. Ilse fiel es ein, daß die Mutter gesagt hatte, das sei eigentlich gefährlich und sie solle die Kränze ja entfernen, sobald die Kerze tief herabgebrannt sei. Noch aber war sie hoch; Ilse war stolz auf dies kleine Werk, das sie ebenso wie die Papierzacken am Regal und Küchenbrett heute zustande gebracht, und darüber vergaß sie, das Licht auszulöschen.

Sie begab sich ins Schlafzimmer, in dem friedlich die verschleierte Hängelampe brannte. Wie soeben an das Lager der kleinen Käpchen, trat sie jetzt auch an das Bett ihres jüngsten Schwesterchens, Mausl genannt. Wie hold die Kleine mit ihren roten Apfelbäckchen dalag! Ilse hatte sie so lieb — sie hätte sie gleich emporreißen und ans Herz drücken können. Aber sie hauchte nur einen Kuß auf die Stirn, auf der das blonde Härchen im Atemzug wehte, und betrachtete dann noch zärtlich die beiden anderen Geschwister, Herbert und Kieselotte. Alles schlummerte ruhig, alles war gesund, und die Mutter hatte vorhin, als Ilse das Teegeschirr geholt, auch gesagt, ihr sei schon viel besser.

Froh entkleidete sich Ilse, um zu Bett zu gehen. „Hast du auch das Licht gelöscht?“, fragte die Mutter, halb im Schlaf.

„Ja“, antwortete Ilse, in der festen Überzeugung, es getan zu haben. Sie war's schon gewohnt, daß die Mutter sie an dieses oder jenes erinnerte, sie war etwas vergesslich. Einmal hatte sie Salz statt Zucker in die Apfelsuppe geschüttet, und alle hatten voll Abscheu aufgeschrien, als sie den Löffel zum Munde führten. Sie dachte nach: Gott sei Dank — heute war ihr nichts Derartiges passiert! Neulich hatte sie Herberts hübsches Bilderbuch im Garten übersehen, als sie die Spielsachen hereinholte. Vom Tau war es auseinandergelieimt und verdorben. Der arme Kerl harte

sehr geweint, es schmerzte Ilse jetzt noch, wenn sie daran dachte. Und einmal — o, das war schrecklich! — hatte sie mit Mausl, die vor ihr auf dem Tisch saß, gescherzt und getollt, und dabei nicht achtgegeben. Bei einem Haar wäre die Kleine seitwärts umgeschlagen und zu Boden gefallen, wenn die Mutter nicht rasch hinzugesprungen wäre. Dann wäre Mausl für ihr Leben lang unglücklich gewesen, vielleicht buckelig, vielleicht sonst ein Krüppel. Es wurde Ilse angst und bange, als sie daran dachte. Sie richtete sich im Bett auf und faltete die Hände. „Lieber Gott, hilf mir doch, daß ich nicht so vergesslich bleibe!“ betete sie. „Sonst richte ich noch noch einmal ein Unheil an. O, lieber Gott, das wäre zu fürchtbar!“

Neben an in der Küche klang ein lautes „Miau!“ Ilse legte sich leise hin. Wenn die Katze hörte, daß sie noch wach war, so wollte sie womöglich ins Zimmer; Ilse kannte das verwöhnte Tier. Und als sie nun so regungslos lag, schlief sie auch ein, obgleich Mies noch ein paarmal ihr dringliches „Miau“ ertönen ließ.

Unterdessen brannte das Licht in der Küche ruhig weiter. Mies hatte es anfangs nicht in der Ordnung gefunden, aber da sie doch nun die Leute gewarnt hatte und die trotzdem zur Ruhe gegangen waren, meinte sie, dies sei eine Neuerung, die wohl gar aus zarter Rücksicht auf sie eingeführt werde — obgleich, meinte sie, recht überflüssigerweise. Denn sie sah nachts schon, was sie sehen wollte. Ja, die Menschen! Sie machen's oft verkehrt, auch wenn sie's gut meinen.

Damit schlief auch Mies ein. Die Kerze aber brannte tiefer und tiefer herab. Jetzt erreichte die Flamme die Manschette. Hui, war das eine freudige Begegnung! Hoch auf sprang die Flamme. Und da war sie auch schon um den ganzen Papierkranz geraut, und wieder sprang sie, jetzt breit und mächtig geworden, empor, hauchte nach der Fenstergardine — einmal — noch einmal: jetzt war sie oben, fuhr wild und gierig nach allen Seiten umher, und im Nu war das leichte Gewebe ein loderndes Feuer.

Mies schreckte aus dem Schlafe auf, wußte sogleich: Hier passiert etwas Gefährliches, packte kurz entschlossen ihre Jungen und trug sie, eins nach dem anderen, an die Schlafstubentür; hier erhob sie mit Schreien und Krähen das fürchterlichste Lamento, zu dem die Kleinen mit ihren piepsenden Stimmchen nach Kräften beisteuerten.

„Nein, die Katze macht es zu arg,“ seufzte drinnen die Mutter. „Sie muß morgen auf den Hausboden.“

Das hatte Ilse, die schon seit einem Weilchen wach war, gleich gefürchtet. „Wenn die dumme Mies doch bloß still wäre!“ dachte sie.

Aber nein! Es war, als ob die Katze ordentlich gegen die Tür sprang und mit den Krallen daran herunterschrammte.

Dazu kam das aufgeregte „Miau, miau!“ und das immer flüchtiger Winkeln der Jungen.

„Ise steh' auf und trage das ungezogene Tier wenigstens auf den Flur!“ rief die Mutter ärgerlich. „Es bleibt nicht noch eine Nacht im Hause, das sage ich!“ Da ist Mauji glücklich schon wach.“

Ise ging zur Tür, öffnete und prallte mit lautem Aufschrei zurück. An ihr vorüber rannte die Kage mit dem ersten Jungen im Maul, ließ es fallen und holte das zweite. Die Kinder erwachten von der blendenden Helle, die ins Zimmer drang, und singen vor Schrecken an zu weinen. Die Mutter war schon in der Küche. Sie hatte eine Decke mitgenommen und versuchte damit das Feuer auszuschlagen, das bereits die Tapete ergriffen hatte. „Nimm die andere Decke und tauche sie in die Waschkübel!“ rief sie Ise zu. Zitternd, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte, gehorchte Ise, und brachte die nasse Decke der Mutter. Diese ließ eben die erste, die auch schon brannte, fallen. „Drücke den Küchenschemel darauf!“ befahl sie. Ihr selbst gelang es mit dem nassen Tuch, der Flamme Herr zu werden. Aber welche schrecklichen Sekunden vergingen bis dahin! Wie klopfen aller Herzen, als die Gefahr beseitigt war und sie im Schlafzimmer in ihren Nachthemden beisammen standen. Sie umarmten und küßten einander weinend und beschloßen, dem Vater, der sich auf einer Geschäftsreise befand, nichts davon zu schreiben.

Am furchtbarsten erschüttert war natürlich Ise, die sich als die Schuldige ansehen mußte. Die Mutter erkannte ihre Reue und nahm sie zuletzt in ihr eigenes Bett, damit sie sich beruhige. — In Ises Bett lag auch bereits Mies mit samt ihren drei Jungen.

Ise hatte den lieben Gott gebeten, er möge ihr helfen, ihre Unachtsamkeit und Vergesslichkeit abzulegen, und anders als sie dachte, hatte er ihre Bitte erfüllt. Denn nie wieder nahm sie es leicht mit ihren Pflichten. Sie sah lieber zweimal nach, ehe sie mit sich zufrieden war, ihr Gewissen blieb wach und rege; eine große Zuverlässigkeit ist ihr als Frucht jener entsetzlichen Nacht geblieben, in der sie leicht zur Mörderin ihrer Lieben hätte werden können.

Die Kage fand übrigens für gut, ihr und ihrer Kleinen Schicksal nicht mehr den törichtsten Menschen anzuvertrauen, sondern siedelte am nächsten Morgen aus freien Stücken nach dem Heuboden über. Erst als die Jungen munter springen und spielen konnten, kam sie mit ihnen zum Vorschein. Zwei, die schon bestellt waren, wurden verschenkt, das eine, ihr Liebling, wie es schien, wurde ihr aus Dankbarkeit zur Gesellschaft gelassen.



Sonderbare Fische.

Von Dr. Max Feder.

Beim Durchblättern einer illustrierten Naturgeschichte wird man nirgends so sonderbare Gestalten finden als im Reiche der Fische. Das mag vielleicht auch daran liegen, daß sie unseren Blicken am meisten verborgen sind. So leben die sonderbarsten Fischgestalten in einer Meerestiefe noch, aus welcher man nur mit besonderen Instrumenten und unter besonderer Vorsicht sich nach und nach Proben herausholen kann.

Freilich auch schon in den anderen Meeresgebieten, nämlich an der Küste und im offenen Meere finden sich abenteuerliche Fischgestalten genug.

Man denke sich z. B. den „Hochgucker“, der an der Küste von Surinam zu finden ist, er besitzt nämlich zwei Augen übereinander, ein unteres und ein oberes. Mit dem oberen kann er in der Luft, mit dem unteren im Wasser sehen, und der Fisch schwimmt gewöhnlich so, daß er das eine Auge im Wasser, das andere in der Luft hat, also beide gut benutzen kann.

Was will aber ein doppeläugiger Fisch gegen ganz kuriose Fischgestalten sagen. Am Strande von St. Franzisko kann man zuweilen den Rattenfisch sehen. Sein Schweif ähnelt dem einer Gans, seine Nase ist plattgedrückt, er hat ein Horn auf der Stirn, welches er in eine Art Röhre stecken kann, wenn er es nicht braucht, er hat Organe, die wie Hände und Füße zu gebrauchen sind und die sich unter seinen

Flossen befinden, und einen Rachen wie der Haifisch mit sägenartigen Zähnen. Er schimmert bald weiß, bald grün, und seine Augen gleichen einem Paar Smaragdstenen.

An abschreckender Häßlichkeit übertrifft ihn aber der Si-fi, ein Fisch, der in der australischen Südsee gefunden wird. Er soll von geradezu überwältigender Häßlichkeit sein. Sein Körper ist wie von Pocken entsetzt und sieht aus, als ob er sich in beständig zunehmendem Verfall befände. Der Kopf nimmt den dritten Teil des Körpers ein, um welchen die weiche, schwammige Haut lose herumhängt, die sich wie mit Leim bestrichen anfühlt.

Kommen wir nun zu den in den Tiefen des Meeres lebenden Fischen, so treffen wir eine Anzahl, die einen sonderbaren Deckel ihrer Mundöffnung aufzuweisen haben. Deckel ist hier der richtige Ausdruck, denn der Crypto Saulus hat einen Unterkiefer, der dem Deckel eines Bierglases gleicht, während der Gastrotomus einen Unterkiefer gleich einem großen Schöpflöffel besitzt. Der Chias Modon kann seinen Magen nach Aufnahme der Beute ausweiten, so daß er ihm wie ein Sack herabhängt, und eine ganze Anzahl dieser Tiefseefische führen lange Fäden bei sich, die ihnen denselben Dienst erweisen wie den Insekten die Fühlhörner.

Diese Organe sind umso notwendiger, als bekanntlich in einer Tiefe von einigen hundert Metern und darüber eine undurchdringliche, niemals von der Sonne erhellte Finsternis besteht. Daher haben nur wenige Tiefseefische noch Augen, bei den meisten sind sie verflümmert oder gar nicht mehr vorhanden. Man wird vielleicht fragen, weshalb denn überhaupt dort unten lebende Fische noch Sehorgane besitzen, da sie in der Dunkelheit ja doch nichts sehen können. Nun, wenn auch die Sonne nicht in die Tiefe dringt, so ist dennoch dort unten einiges Licht vorhanden, das von den Fischen selbst erzeugt wird. Es gibt mehrere Arten von Fischen, die in Gestalt von Flecken am Auge oder an den Flossen elektrische Leuchtorgane besitzen. So gibt es einen Lampenfisch, der sein Leuchtorgan auf der Nase trägt und es nach Belieben erstrahlen läßt oder auslöscht. Aber man geht fehl, wenn man annimmt, daß der Fisch das ideale Streben hat, seinen Weg zu beleuchten, vielmehr soll das Organ dazu dienen, die zur Nahrung notwendigen kleinen Fische anzulocken und dazu dient es auch in derselben Weise, wie ja auch in neuester Zeit von unseren Fischern das elektrische Licht zum Fischfang benutzt wird.

Ein anderer Fisch, der einen besonderen Aufwand treibt, um Nahrung zu erlangen, ist der Wurffisch, den man auf Java beobachten kann. Er hat es auf die kleinen Fliegen abgesehen, die er von der Wasserpflanze herabschießt, indem er aus seinem Maule einen Wasserstrahl herausendet, der niemals sein Ziel verfehlt, bis zu einer Entfernung von 6 Fuß. Die von dem Wasserstrahl durchnässte Fliege fällt herunter und wird ihm zur Beute.

Sehr bequem in dieser Beziehung haben es die Seeurten, welche bald wie sackige Kastanien, bald wie eine mit 4 Füßen versehene Teekanne aussehen. Sie haben keine Mundöffnung und ernähren sich durch die Poren ihrer Haut.

So bequem mit der Aufnahme der Nahrung hat es der Seehase nicht, obwohl er es am liebsten so haben möchte, denn er ist ein fauler Patron und möchte sich nicht gern von der Stelle bewegen, er sperrt auch nur den Rachen auf, um vorbeischwimmende kleinere Fische zu verschlucken, und wenn die Beute gar zu gering ist, macht er sich auf den Weg, nicht etwa, um die Beute zu erhaschen, sondern sich an einen Krebs oder eine Muschel festzufangen und sich von diesen auf die Reise mitnehmen zu lassen. Dann sperrt er wieder das Maul auf, in der allerdings nicht getäuschten Erwartung, daß die Fische ihm hineinspazieren. Sich auf seinem „Reitpferde“ festzuhalten, gelingt ihm in derselben Weise, wie man neuerdings Plakate an Schaufenstern mit pneumatischen Knöpfen befestigt. Nur zur Brutzeit werden die Seehasen lebendiger, fallen dann aber auch leicht ihren Feinden, den Seehunden, zur Beute. So wiederholt sich auch im Wasser die Feindschaft zwischen Hund und Hasen.

Wir können den Seehasen nicht verlassen, ohne seines sonderbaren Aussehens von der Frontseite zu gedenken. In der Abbildung glaubt man einen Menschenkopf, etwa den eines vierströtigen Bauern, von einer Zippelmütze bedeckt, vor sich zu sehen.

Noch abenteuerlicher sieht der in der Südsee vorkommende Plattfisch von vorn gesehen aus. Man glaubt, einen in einem Hohlspiegel in die Länge gezerrten Menschenkopf mit Augen, Nase und Mund zu erblicken, einen mit 4 Flügeln versehenen Kopf, aus dessen Stirne eine Art Angelrute hervortragt. Von der Seite gesehen freilich, ist seine Fischgestalt nicht zu verkennen. Da ist er breit wie eine Scholle und an die „Angel“ gliedert sich die harfenartige Flosse.

Der Sternfisch besitzt die Fähigkeit, sich unter dem Einfluß des Schreckens oder der Verzweiflung in Stücke zu brechen. Der englische Naturforscher Forbes erzählt: „Da er gewöhnlich erst an der Oberfläche des Wassers zerbricht, so senkte sich mein Netz vorsichtig hinab und zog den Sternfisch langsam nach oben. Ob ihm nun die Luft zu kalt oder der Anblick des Netzes zu schrecklich war, kurz, in einem Augenblick

teilte er sich in mehrere Stücke, welche durch die Maschen des Netzes entkamen."

Schließlich wollen wir noch des bekannten Schwertfisches gedenken, von dem es heißt, daß er bisweilen Schiffe angreift, deren kupferne Bekleidung er sogar manchmal durchbohrt. „Der Schwertfisch“, sagt ein bekannter Naturforscher, „schlägt mit der Kraft von 15 Schmiedehämmern, welche mit beiden Händen geschwungen werden. Seine Schnelligkeit gleicht der eines Flintenschusses, und sein Stoß ist so gefährlich wie der eines schweren Artilleriegeschosses.“

Ein recht wunderbarer ist auch der neuseeländische Krakanari, der nicht im Wasser, sondern beim Aufgraben der Erde gefunden wird. Er ist etwa 5 Zentimeter lang, schlank und silberfarbig. Ausgegraben befindet er sich im Schlafzustand; bringt man ihn ins Wasser, so stirbt er. Wenn man ihn jedoch zur Regenzeit im Mai in eine Wanne mit Wasser setzt, so wirft er seine Haut ab und bewegt sich munter im Wasser. Seine Lebensweise ist an die Bedingungen des Landes angeknüpft. Im Winter schwimmt er in den Klüften und Teichen, sind diese aber im Sommer ausgedorrt, so verklebt er seine Kiemen mit einer schleimigen Masse und gräbt sich in den Boden ein.

Viele der abschreckendsten Tierformen, die in der größten Tiefe des Meeres gefunden werden, sind offenbar Überbleibsel von Stammformen, die früher die Oberfläche des Meeres bevölkerten. So zog das amerikanische Schiff „Albatros“ im Jahre 1888 den größten Fisch herauf, der wohl je gefangen worden ist, der aber verloren ging, indem er aus Versehen über Bord geworfen wurde, und von dem man nur eine Photographie übrig behalten hat. Sein Kopf mit dicken Lippen und kleinen Zähnen bildete ein Viertel des Gesamtkörpers, der Schwanz ein Siebentel.

Trotz der beständig fortschreitenden Tiefseeforschung gibt es in den Meeren noch zahlreiche unbekannte und unerforschte Gebiete, so daß die bisher ans Licht geförderten Merkwürdigkeiten vielleicht nur als Vorgänger einer noch zu entdeckenden großen Unterseewelt dienen.



Beim Pupp doktor.

Von Johanna Weiskirch.

(Ein Junge, der den Arzt vorstellt, geht in seinem Studierzimmer auf und ab und spricht.)

Einst schien's das Schönste mir auf Erden,
Ein Pupp doktor*mal zu sein
Und jetzt? Nur einmal krank zu werden,
fällt keiner Puppe heut mehr ein.
„Was hilft uns nun der Dokortitel,“
Mein liebes Frauchen täglich murr't,
„Schafft er uns nicht herbei die Mittel
Zum Essen, wenn der Magen knurr't!“
Recht hat sie; doch ich tat das Meine.
O, würden doch die Puppen krank!
Und wär's auch jeden Tag nur eine,
Ich heilte sicher sie zum Dank.
Ei, ei, da geht ja mal die Schelle!
Ich hätte wirklich nicht gedacht,
Daß 'ne Patientin mir so schnelle
Die lang ersehnte Freude macht.

(Es dreht.)

(Ein kleines Mädchen mit einer zerzausten Puppe tritt ein.)

Sieh da, Frau Nachbarin, zu dienen!

Nachbarin: Herr Doktor, ach, ich kam zu Ihnen,
Weil nur ein so berühmter Mann
Hier meiner Puppe helfen kann.

Doktor: Es dient mir zur Ehre, was Sie da sagen. —
Darf ich nun nach der Patientin fragen?
Was ist denn passiert mit der armen Maus?
Die sieht ja schrecklich zerschunden aus!

Nachbarin: Ach ja, Herr Doktor, da haben Sie recht;
Bedenk' ich das Unglück, wird mir ganz schlecht.

Doktor: Da setzen Sie sich nur schleunigst hin,
Meine liebe, verehrte Frau Nachbarin.

Nachbarin: So ist mir schon besser; nun sag ich geschwind,
Wie's ging meinem herzigen Puppenkind.
Ich führte es heute — drei Uhr schlug es grade —
In seinem Wagen zur Stadtpromenade,
Da kam mir auf den stillsten Wegen
Frau Bürgermeister Schmidt entgegen.
Wir blieben ein Weilchen — das kann ja geschehn —
Zu einem gemüthlichen Plausche stehn.
Auf einmal purzelt zu unserem Schrecken
Mein Püppchen aus seinen Kiss'n und Decken.

flugs packt es Frau Bürgermeisters Spig
Und läuft damit fort so rasch wie der Blitz!
Wir beide rannten hinter ihm her
Durch alle Wege wohl kreuz und quer,
Da fanden wir endlich am Rande der Straße
Mein Püppchen, das arme — zerkratzt war die Nase,
Das gute Kind beschmutzt und gebissen,
Die schönen, goldblonden Lockchen zerrissen,
Ganz stumm lag's da vor Jammer und Not.
Ich glaubte zuerst, es wäre schon tot. —
Herr Doktor, so hat es sich zugetragen.

Doktor: Das ist ja schrecklich, was Sie da sagen!
Doch müssen Sie nur den Mut nicht verlieren!
Ich werde Ihr Puppenkind wieder kurieren.
Nun wollen wir uns die Patientin ansehen;
Ich will in die Klinik für Puppen geh'n.

(An der Puppe ist eine Vorrichtung zum Schreien angebracht oder die Nachbarin ahmt dieses nach.)

Du armes Ding du, o jemine!
Dir tun ja wohl alle Knöchelchen weh.
Na, trösten Sie sich, Frau Nachbarin,
Drei Wochen geh'n bloß darüber hin,
Dann ist Ihr Kind wieder schön und frisch,
Gesund und munter wie ein Fisch.

Nachbarin: Drei Wochen lang soll ich mein Kind nicht seh'n?
Da müßt' ich vor Bangigkeit ja vergehn!
Herr Doktor, das kann ich nicht ertragen!
Ach, heilen Sie mir's doch in vierzehn Tagen!

Was es auch kostet, ist einerlei,
Und nähmen Sie gar der Kronen drei,
Nur machen Sie schnell mein Püppchen gesund!

Doktor: Ja, das versprech' ich mit Hand und mit Mund.
Nun aber will ich vor allen Dingen
Die Kranke in meine Klinik bringen.
Sie aber, Frau Nachbarin, können geh'n;
In vierzehn Tagen auf Wiederseh'n!

(Beide ab.)



Aus dem Lande der nördlichsten Neutralen.

Wenn die Bewohner des Landes der Mitternachtssonne heute zu den glücklichsten Menschen gezählt werden dürfen, so haben sie dies in der Hauptsache der geographischen Lage ihres Landes zu danken, die sie an die äußerste Grenze verwies und so vor den Schrecken des Kriegführenden und vor den Unannehmlichkeiten des ebenfalls von den Kriegswirkungen betroffenen Neutralen bewahrte. Die Lappen, von deren Leben Sophus Bende in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ ein eindrucksvolles Bild entwirft, kümmern sich um keine diplomatischen Abmachungen, um keine völkerrechtlichen Vorschriften, sie durchziehen im Sommer die Täler und Hochebenen, Lapp- oder Finnmarkens, sie kennen keine Grenzen, geraten bald auf norwegisches, bald auf schwedisches und bald auf russisches Gebiet. Ihre Winterquartiere aber beziehen sie dann in den geschützten Tälern der südlicheren Gegenden. An die Stelle des Zeltes tritt hier die halb in die Erde gegrabene Erdhütte mit ihren fellbehangenen Wänden und Fellagerstätten. Während der Wintermonate beschäftigen sich die Frauen damit, die im Sommer gegerbten Felle in bezugscheinloser Freiheit zu kleidern und Schuhen zu verarbeiten, während die Männer Schneeschuhe schnitzen, Schlitten bauen und zur Messe fahren. Denn ein oder zwei Tagereisen von dem Lager liegt meist eine Kirche, von der schwedischen oder norwegischen Mission erbaut, wo die Paare getraut und die Kinder getauft werden, und dort erscheinen die Händler, um gegen Kaffee, Mehl, Kolonialwaren, Tabak, Munition usw. die kostbaren Bären-, Zobel- und Hermelinfelle einzuhandeln. Den Hauptbesitz der Lappländer aber bildet nach wie vor das Renttier, von dem sie Nahrung und Kleidung beziehen. Aus der Haut verfertigen sie nicht nur Röcke und Schuhe, sondern auch Zelte, ja selbst die Gedärme werden zu Schnüren und Nähfäden verarbeitet. In Anbetracht der heutigen, Europa beherrschenden Verhältnisse sind die so primitiven Lappen in gewissem Sinne Luzzusmenschen geworden, denn die Pelze, in die sie sich kleiden, würden heute bei uns ein Vermögen kosten. Eine der Hauptfreuden der Lappen, die sie selbst jedoch wohl kaum zu schätzen wissen, mag aber heute darin bestehen, daß sie von Heeresberichten, von Ministerreden, offiziellen Bekanntmachungen, blauen, roten, gelben und andersfarbigen Karten nichts wissen und daß der Friede ihnen als etwas ganz Selbstverständliches erscheint.

Der Fundort des Karfunkelsteins.

Rubine werden gefunden in unserem lieben Vaterlande im Rhein, in der Donau und in der Elbe, aber leider sehr spärlich; ebenso in Böhmen, in Frankreich in der Auvergne; dann aber im Orient, nämlich in Ceylon, in Ava, Siam und Pegu. Mit verschwendungsvoller Fülle scheinen sie aber in Burma aufgespeichert zu liegen. Das Königreich Burma liegt in Hinter-Indien, und die Rubinlager, von denen durch Jahrhunderte hindurch die prachtliebende Welt den schönen Edelstein bezog, sind etwa 25 Wegstunden von der Stadt Mandale entfernt und erstrecken sich über 30 Quadratmeilen. Seit Menschengedenken wurde dieser Platz von den Eingeborenen mit einer Ehrfurcht betrachtet, welche fast an Abgötterei grenzte, und niemals wurde einem Fremden die Erlaubnis gegeben, die Gegend, in welcher der kostbare Stein gefunden wird, zu durchstreifen. Aber trotzdem gelang es hier und da, daß auch europäische Augen einen Blick auf diese fabelhaften Reichthümer werfen konnten. Die Erdschicht, in welche die Edelsteine eingelagert sind, wechselt in der Dicke von zwei bis zwanzig Fuß. Man erreicht diese Schicht durch Ausschleppen des darüberliegenden Grundes, also gewöhnlich durch Oberbau, selten durch unter der Erde hinführende Gänge. Die Arbeit wird belohnt durch eine große Menge Rubine, Saphire, Amethyste, Berill- und Spinellsteine. Jahrundertlang wurde die Ausbeutung der Rubinlager als spezielles Vorrecht den Königen von Burma vorbehalten. Doch pflegte der Hof die kostbaren Mineralien gegen eine monatliche, allerdings bedeutende Entschädigung zu vermieten. Freilich haben sich die Unternehmer einer Bedingung zu fügen, welche das Monopol der edlen Rubinen völlig in den Händen des Königs läßt. Jeder Stein nämlich, der mehr als ungefähr 200 Mark wert ist, muß in die königliche Schatzkammer abgeliefert werden. Ein Rubin nun, der weniger als 200 Mark kostet, ist recht klein, und deshalb wandern alle größeren Steine in den königlichen Palaß. Obwohl nun die königlichen Aufseher den Arbeitern scharf auf die Finger sehen, so verschwindet doch eine große Zahl schöner Steine in den Händen geschickter Diebe, oder der glückliche Finder schlägt den großen Rubin in kleinere Stücke, um ihn nicht abliefern zu müssen. Wenn ein ungewöhnlich großer und schöner Edelstein gefunden wird, zieht eine Prozession vornehmer Hofbeamten, Soldaten und Elefanten aus, um das Kleinod heil und sicher an den Hof zu geleiten. Wenn der alte König von Burma einem seiner Besucher einmal eine Idee von seinem Reichtum beibringen wollte, führte er ihn gewöhnlich in seine Schatzkammer und ließ ihn seinen Arm bis an die Schultern in die Käffer senken, welche gefüllt mit Rubinen und Saphiren den Wänden entlang standen. In dieser Edelsteinsammlung, der seltensten und kostbarsten der Welt, waren viele Rubine von fast unschätzbarem Werte. Wir begreifen, daß einer der bestbegünstigsten Titel dieses Herrschers der Name war: „König der Rubinsteine“.

Kochsalzgewinnung aus Meerwasser.

Die Kochsalzgewinnung durch Verdampfung mittels Sonnenwärme, die in Amerika in großem Maßstabe betrieben wird, schildert ein Bericht des Prometheus. Durch Verdampfung von Meerwasser durch die Sonne

wird Kochsalz in Kalifornien gewonnen und zwar hauptsächlich an den Küsten der San Francisco-Bai und der San Diego-Bai. Das Meerwasser, das an den verschiedenen Stellen einen Gehalt von 4 bis 3,34 Prozent an Salz aufweist, wird bei diesem Verfahren bei höchstem Wasserstande in große Teiche übergeleitet, von wo man es durch Windmotoren in den hochgelegenen ersten Verdampfungsteich pumpt. Von da läßt man es in andere, tiefer gelegene Teiche fließen, deren Sohle mit Lehm ausgestampft ist. Nach der Verdampfung wird die Lösung in die sogenannten kristallisierteiche abgelassen, das in diesen zurückbleibende harte Salz wird aufgebrochen, mit gesättigter Sole gewaschen, es wird gemahlen und mit Kochsalzlösung gedeckt, manchmal auch noch ein zweites Mal aufgelöst und in Vakuumpfannen raffiniert. Nämlich einfach ist das Verfahren auch in Utah, wo man das Wasser des großen Salzsees durch die Sonne eindampfen läßt und ebenfalls zur Kochsalzgewinnung verwendet. Dort läßt man das hochgepumpte Seewasser durch ein Gerinne ungefähr drei Meilen weit zu den Klärteichen fließen, wo es 5 bis 6 Tage stehen bleibt, um von hier zu den eigens angelegten Verdampfteichen zu gelangen. Um ein möglichst reines Salz zu erzielen, wird in jedem Jahre bei der Gewinnung eine Schicht Salz in den Kristallisierteichen zurückgelassen, die herausgenommene, ungefähr 75 Millimeter hohe Schicht aber wird durch von Pferden gezogene Pflüge aufgebrochen. Die Möglichkeit, auch bei uns Kochsalz mittels Verdampfung durch die Sonne zu gewinnen, wurde bereits mehrfach erörtert, doch erscheint dies in Anbetracht unseres Klimas nicht durchführbar.

Berauschte Tiere.

Brillat-Savarin hat in seiner „Psychologie des Geschmacks“ behauptet, in der Tierwelt sei das Gelüste nach Gegorenem unbekannt. Das ist aber, wie S. Schertel in „Über Land und Meer“ schreibt, durchaus nicht richtig. Die sogenannten Bierbrauenden Bäume, wie Eichen, Eschen, Ahorne, Birken, Pappeln, Weiden und andere, sondern im Juni an Frostrissen, Bohrlöchern, Astnarben einen schaumigen, in alkoholischer Gärung befindlichen Saft ab, mit dem sie eine Menge Gäste anziehen — Hirschkäfer und andere Käfer, Ameisen, Schnecken, Würmer, Schmetterlinge, welche samt und sonders nach einiger Zeit alle Anzeichen schwerer Bezeckung kundgeben. Der Paradiesvogel von Neuguinea wird durch sein Gelüste nach Pulque gefangen, die Pferde und Hunde bevorzugen das Bier, der Elefant den Arrak, der Bär den Brantwein und der Affe ist sämtlichen Narkotiken, welche der Mensch liebt, zugänglich.

Die bösen Sieben.

Die „böse Sieben“ ist ein recht unterhaltendes und lustiges Spiel. Auf die Tischplatte macht ihr einen runden Kreis und schreibt darin eine Sieben. Von dem Kreis aus macht ihr bis zu jedem Mitspielenden einen langen Kreidestrich und schreibt an beide Seiten die Zahlen von 2—12. Es können so viele Mitspieler wie wollen, je mehr desto besser. Die Eins fehlt bei den Zahlen, da man mit zwei Würfeln keine Eins werfen kann (es wird nämlich gewürfelt), und die Sieben, da sie im Kreise steht, und darum das Spiel auch

die „böse Sieben“ heißt; denn wer Sieben wirft, muß Strafe bezahlen. Nun beginnt also das Spiel, indem einer mit zwei Würfeln anfängt. Jede Zahl, die er wirft, streicht er mit der Kreide aus. Sobald er eine Zahl wirft, die er schon durchgestrichen hat, muß er den Becher weiter geben, und der Nächstfolgende beginnt mit seinen Zahlen. Wer sieben wirft, muß einen Pfennig, Bonbon oder was ausgemacht wird, in die Kasse legen und den Becher weiter geben. So geht das Spiel weiter bis einer seine Zahlen durchgestrichen hat; der hat gewonnen und bekommt den Einsatz. Die Zwei und Zwölf werfen sich am wenigsten, und so dauert das Spiel manchmal sehr lange. Die Sieben wirft sich jedoch recht oft und heißt mit Recht die „böse Sieben“.

Blumen-Rätsel.



Auflösung der Querschnitt-Aufgabe
Wo ist der Schäfer? in Nr. 9.



Richtige Lösungen der Knacknuß in Nr. 8 sandten ein: Rosel Bastel, Grete u. Paula Beck, Marie Griebelina, Mina Heidersdorf, Klara Selenka, Lucie Walter, Franz Wolf, sämtlich in Wiesbaden, sowie Johanna Schmahls in Burgschwalbach.